



Stahlbad

Leitkultur Eine Kolumne von
Alexander Osang

Ich habe im vorigen Jahr das Wochenendgrundstück meiner Eltern übernommen. Es liegt im Süden Berlins. Die erste Frage meiner Berliner Freunde lautete: Wie lange fährt man? 55 Minuten, war meine Antwort. Es ist die Antwort, die fast alle Berliner geben, die ein Grundstück in Brandenburg besitzen. Auch wenn sie anderthalb Stunden fahren. Manche fahren zwei. Aber natürlich will niemand etwas falsch machen.

Welche Autobahnabfahrt?, fragte ein Freund nach.

Halbe/Teupitz, sagte ich.

Ach, bei den Nazis, sagte der Freund. Er selbst hat im vorigen Jahr ein Haus in der Uckermark bezogen, die von den Berlinern gern mit der Bretagne verglichen wird. Ich erinnerte mich dunkel an den Soldatenfriedhof in Halbe, wo vor ein paar Jahren Aufmärsche deutscher Neonazis stattgefunden haben. Ich war nie da, aber was heißt das schon. Mein Freund lächelte. Er in der Bretagne, ich auf dem Schlachtfeld deutscher Geschichte. An alles andere hatte ich gedacht: Ich hatte mich intensiv mit Abflug- und Anflugrouten der Berliner Flughäfen beschäftigt, mit Bebauungsplänen, Windparks, Biogasanlagen und sogar mit Wölfen, aber die Nazis hatte ich völlig vergessen.

Jetzt sind sie natürlich drin in meinem Kopf. Wenn man den Prenzlauer Berg nach langer Zeit hinabsteigt, wirkt eine Kaufhalle in Brandenburg schnell wie eine Kaserne der Wehrmacht.

Mein erster Brandenburger Sommer als Grundstücksbesitzer war lang und warm. Ich habe die 20 Sommerferien davor im Ausland verbracht, mir ist nie aufgefallen, wie tätowiert die Brandenburger Landjugend inzwischen ist. Und nicht nur die Jugend: Das ganze Land erinnert im Sommer an ein einziges großes Bikertreffen. Ich verbrachte viel Zeit damit, an Badestellen Tätowierungen zu studieren. Das meiste ist natürlich chinesischer Kokoloeres, Heavy-Metal-Kram und Mädchennamen, anderes ist schwerer zu deuten, auch weil man nicht so glotzen will, als mittelalter Gast aus der Stadt. Im Strandbad Halbe spielte ein Mann, der zwei große altdeutsche Lettern auf die Brust tätowiert hatte, mit seiner Familie Mau-Mau. Auf seiner rechten Seite ein A, auf der linken ein F. Vielleicht hieß er Axel Fuchs. Vielleicht war er Fan von Arcade Fire oder vom Augsburger

Fußball. Vielleicht war es ein Gruß an Hitler. Adolf Führer? Ich dachte an „Shtonk“. Spielen Nazis Mau-Mau? Auf dem Tresen der Strandbar stand ein Porträtfoto von Armeegeneral Heinz Hoffmann, dem Chef der ehemaligen Nationalen Volksarmee. Hoffmann, so las ich später nach, war ein Mannheimer Kommunist, der im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte und vor den Nazis in die Emigration geflohen war. Er heiratete eine Russin, die er im sowjetischen Exil kennengelernt hatte, und wurde Vater zweier Söhne, Jura und Sascha. Obwohl Hoffmann als DDR-General für den Schießbefehl mitverantwortlich gewesen war, muss man wohl sagen, dass er mit seiner Vergangenheit für einen Brandenburger Nazi nur bedingt als Vorbild taugte.

Meiner Frau waren das alles zu viele Erklärungen. Sie wollte nur in Ruhe baden.

Wir entdeckten eine andere Badestelle, einen anderen See, aber irgendwann saß dort mitten im Wald auch jemand mit tätowierten Adlerflügeln auf den Schultern und kurz geschorenen Haaren. Er saß auf einem grünen, faltbaren Anglerstuhl auf einer kleinen Anhöhe, von der aus er den See überschaut wie ein Feldherr. Er las in einem Buch. Er war auch an den folgenden Tagen da, immer mit Buch. Baden sah ich ihn nie. Keine Ahnung, ob man einen See mit einem Mann teilen darf, den man für einen Neonazi hält. Ich grüßte ihn nicht, was in etwa

so mutig war wie die Tat des Friseurs von Adolf Hitler, der in einer Kurzgeschichte von Woody Allen dem Führer ein paar Haare in den Hemdkragen fallen lässt.

An einem Augusttag ging ich an derselben Stelle mit meinem Vater baden. Ich schwamm mitten auf den See, mein Vater blieb zurück, in Ufernähe. Ich hörte ihn husten, drehte mich um, sah, wie mein Vater mit den Armen ruderte und dann abtauchte. In dem Moment, als ich zurückschwimmen wollte, sah ich den Mann mit den kurz geschorenen Haaren ins Wasser rennen, um zu helfen. Da tauchte mein Vater, der offenbar nur kurz den Boden unter den Füßen verloren

hatte, wieder auf und schwamm ruhig weiter. Der Mann verließ den See und kehrte auf seinen Anglersitz zurück.

Später, als wir den Weg durch den Wald zu unserem Haus zurückliefen, nickte ich ihm zu, ganz leicht, kaum spürbar, wobei ich versuchte, den Titel des Buches zu erkennen, das er las. Darf man sich bei einem Mann bedanken, der vielleicht ein Neonazi ist? Ich konnte den Titel des Buches nicht erkennen. Irgendwann verschwand der Mann, und an einem Herbstnachmittag traf ich an der Badestelle ein mittelaltes Paar, das seine Gesichter im abnehmenden Sonnenlicht wärmte. Als ich sah, dass die Frau das „Neue Deutschland“ las, hätte ich sie fast zum Essen eingeladen, so verwirrt war ich am Ende meines deutschen Sommers. Den Winter habe ich in Sicherheit verbracht. In unserem Prenzlauer Berg gibt es keine Nazis. Es gibt auch kein Flüchtlingsheim. Es gibt nur uns.

Aber jetzt geht wieder alles von vorn los. Es ist warm, und es sind, wie gesagt, nur 55 Minuten. ■



Soldatengräber in Brandenburg

ALEXANDER OSANG / DER SPIEGEL